

ISSN 2191-9240

Nr. 6

NOE

04/2011

Bereit zum Entern!



Neues Osteuropa

-

Das Onlinejournal des
Kölner Forums für
Geschichte und Kultur Osteuropas

IMPRESSUM

H E R A U S G E B E R

Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

Verantwortlich: Christoph Schmidt

A N S C H R I F T

Neues Osteuropa – Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

c/o

Abteilung für Osteuropäische Geschichte

Universität zu Köln

Kringsweg 6

50931 Köln

www.neues-osteuropa.de

gutefrage@neues-osteuropa.de

R E D A K T I O N

Benjamin Naujoks

Nadja Matusche

Klaus Richter

NOE

I S S N 2 1 9 1 - 9 2 4 0

Titelbild: Baikal 2011, © Jonas Wiedner.

Die einzelnen Beiträge geben die Meinung ihrer Autoren wieder.

Alle Rechte an Text und Bild verbleiben bei ihren Urhebern.

I N H A L T 0 4 / 2 0 1 1

E D I T O R I A L

C H R I S T O P H S C H M I D T

Die Mauer und was von ihr blieb5

A R T I K E L

M I C H A E L S C H I P P A N

Erster Weltkrieg und Friedensstreben

Der Berliner Historiker Fritz Klein (1924-2011)8

N A D J A M A T U S C H E

Kommentar zum Urteil gegen Julija Tymošenko

und zur ukrainischen Rechtsstaatlichkeit16

B E N J A M I N N A U J O K S

Block Ade?

Überlegungen zur digitalen Topographie I22

C H R I S T O P H S C H M I D T

Ein Photo zur Erinnerung: Torgau '4528

K R I T I K

<i>Andrzej Stasiuk:</i> <i>Der weiße Rabe</i>	34
<i>Włodzimierz Borodziej:</i> <i>Geschichte Polens im 20. Jahrhundert</i>	37
<i>Karsten Brüggemann & Ralph Tuchtenhagen:</i> <i>Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt</i>	39
<i>Sascha Koneva:</i> <i>Tagebuch einer Konformistin. Meine sowjetische Kindheit</i>	42
<i>Sammelrezension:</i> <i>Wird das Böse flügelahm?</i>	47

B E I L A G E

Fotoessay: Mit der Transsibirischen Eisenbahn zum Baikalsee

C H R I S T O P H S C H M I D T *

Die Mauer und was von ihr blieb

Drei historische Daten waren es, die in diesem Sommer um Beachtung rangen: Der 12. April, der 22. Juni und der 13. August: 50 Jahre bemannter Weltraumflug, 70 Jahre deutscher Überfall auf die SU und 50 Jahre Mauerbau. Ganz ohne Zweifel war es der 13. August, der hier das Rennen machte: Ulbricht schoss den Vogel ab! Zunächst erinnern die drei Jahrestage daran, dass die großen Umbrüche der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert nur im Zusammenhang mit Osteuropa zu begreifen sind. Offenbar, das lehrt der 22. Juni auf erschreckende Weise, hat menschliches Erinnern erhebliche Mühe, mehr als zwei Generationen zu überdauern. Nach Ablauf dieser Frist werden die Würfel neu geschüttelt: Va banque! Faites votre jeu! Auch so ist die anhaltende Kürzungsoffensive im deutschen Osteuropabereich zu erklären.



Was für ein Glück, „am Ende kommen Touristen“ - und Geschichte wird konsumiert. Gesehen in Torgau. © Christoph Schmidt.

* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

Ob Gagarin und Ulbricht aus heutiger Sicht zusammenpassen, ist nicht so einfach zu ermesen. Ulbricht steht ja für eine Schlappe, Gagarin aber für einen Triumph des sowjetischen Experiments, das sich erstmals anschickte, den großen Utopien Kraft einzuhauchen. Schon 1908 hatte Alexander Bogdanov mit „Krasnaja zvezda“ den ersten utopischen Roman eines Kommunisten verfasst: Da die Marsbewohner seit Jahrhunderten nach marxistischer Lehre leben, laden sie einen russischen Revolutionär zu sich ein. Der allerdings stellt fest, dass es im Weltraum sehr irdisch zugeht – Arbeitsarmeen und Planungsbehörden sind die Grundlagen der Marswirtschaft – und stürzt sich aus Verzweiflung in Liebesaffären...

Die sowjetische Wirtschaft brachten Sputnik und Vostok, Sojuz und Progress mit Sicherheit nicht voran. Vielmehr war es eher Moskau, das sich in immer neue Kampagnen und Ablenkungsmanöver verstrickte, nur waren die Kosmonauten als Engel mit Feigenblatt viel zu teuer und sollten die Versorgungskrise nur beschleunigen. Allerdings trat sie in der Sowjetunion nicht so schnell zutage wie in der DDR, die als Außenposten kämpfte und verschärfter Konkurrenz unterlag. Vor der Mauer erzielte Westberlin ein Wirtschaftswachstum von mehr als zehn Prozent jährlich – aus heutiger Sicht kaum zu glauben. Kein Wunder, dass die „Abstimmung mit den Füßen“ so klar für den Westen ausging und sich die Springerpresse vor dem 13. August darin gefiel, die Anzahl der Neuankömmlinge wie einen Sportrekord täglich auf Seite Eins zu vermelden. Vordergründig entzog sich die SED der Konkurrenz, realiter aber war der Sozialismus im Härtebad des Vergleichs gescheitert; sein großer Gegner hatte ihn bei Wachstum und Konsum abgehängt.

Im Westen kam man schnell überein, die Mauer unter „DDR“ abzubuchen, nicht aber unter „deutsch“. Sogar eine Mauer aber hat zwei Seiten! Und wofür mag die andere Seite stehen – wenn nicht für Stacheldraht und Provinz? Wenn man den Stacheldraht nun entsorgt, weicht dann auch die Provinz? Hier kommt Mentalität ins Spiel oder nehmen wir einfach, 50 Jahre nach dem Mauerbau, WAHLKAMPF IN BERLIN! Wahlkampf – sage ich. Wowi und die Laubenpieper, im Wahlkampf unschlagbar. Wurzelecht provinziell. Wurzelecht! Eine Stadt, die einstmals als modernste Europas gelten wollte, diskutiert über Tempo 30. Wurzelecht! Die Debatte treibt dem Höhepunkt zu, und wie titelt Berlins größte Zeitung? Na wie? „Prinzessin

Maja von Hohenzollern trauert um erschossenen Hund“ (Berliner BILD vom 01.09.2011).

Allerdings ist Berlin nur ein schönes Beispiel von vielen. Ghadafi stürzt – und Westerwelle enthält sich. Gibt es für die Fortexistenz der Mauer in den Köpfen ein besseres Argument? Sogar den in Paris lebenden Karl-Heinz Bohrer kam die Verzweiflung an. Im Augustheft des „Merkur“ brachte er Provinzialismus und Konformismus zusammen – vollauf berechtigt, denn was Bohrer ärgert, sind Feigheit und Duckmäuserei an den Unis. In mancher Hinsicht gelangt er aber zu einem sehr glimpflichen Urteil, bezeichnet Bohrer „eine erstaunliche Weltunerfahrenheit“ als Ursache des Dilemmas (S. 662). Diese unkritische Haltung wird an den Unis durch die Studienzeiterkürzung etc. ja fast schon gezüchtet, aber dennoch ist Provinzialismus weitaus mehr. Wollte man ihn auf eine Formel bringen, könnte man vielleicht sagen: Weltverleugnung aus Angst, ihr nicht zu genügen. Diese Angst trieb Ulbricht um, sie trieb Westerwelle um, und jeden neuen Dekan oder Dekanin treibt sie auch um, wenn es um die Maxime geht: „Slavica non leguntur“.

Sickergrube des deutschen Provinzialismus ist daher keineswegs nur der Kiez. Unser Kiez trägt viele Namen, und ob die „digital natives“ diesen Kiez imitieren, durchbrechen oder ein Paralleluniversum begründen, darüber entscheiden nicht allein sie, sondern auch die Laubenpieper... garantiert wurzelecht!

M I C H A E L S C H I P P A N *

Erster Weltkrieg und Friedensstreben

Der Berliner Historiker Fritz Klein (1924-2011)

Am 8. Oktober 1999 bedankte sich der Berliner Historiker Fritz Klein für die gerade erfolgte Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Lüneburg mit einer Rede, deren Druck die Reihe „Lüneburger Universitätsreden“ einleitete. Das Campusgebäude dieser aus einer Pädagogischen Hochschule hervorgegangenen Lehrinrichtung befand sich in einer ehemaligen Kaserne der Bundeswehr. Erst 2006 erhielt die Universität den Namen Leuphana, nach einer von Ptolemäus erwähnten römischen Militärsiedlung, die sich möglicherweise auf dem Gebiet des späteren Lüneburg, wahrscheinlich aber bei Hitzacker an der Unteren Elbe befand.

Was machte diese Verleihung der Ehrendoktorwürde an Fritz Klein, für die er sich einen Tag nach dem 50jährigen Gründungsjubiläum der Deutschen Demokratischen Republik bedankte, so bemerkenswert? Ich stieß bei meinen Recherchen auf keinen anderen namhaften Historiker der DDR, der in der Bundesrepublik auf diese Weise geehrt worden wäre. Dazu passen die Überlegungen des damals 75jährigen Fritz Klein in seiner Lüneburger Dankesrede:

„Schlägt man in diesen Tagen der Erinnerung an große Ereignisse der deutschen Geschichte vor neun und zehn Jahren eine Zeitung auf oder stellt eine Fernsehsendung ein, so trifft man fast immer auf Betrachtungen und Diskussionen darüber, wie es um das Zusammenleben der Deutschen in Ost und West heute bestellt ist. Mögen sie sich, oder lehnen sie sich ab; kennen sie sich, kennen sie sich nicht, wollen sie sich überhaupt kennen; nimmt die in vierzig Jahren entstandene Fremdheit allmählich ab oder nimmt sie zu; finden die Menschen es eigentlich gut, daß sie nicht mehr getrennt sind, oder wünschen gar – auf beiden Seiten nota bene – Deutsche die Trennung zurück?“⁴¹

Unter den Historikern der DDR gab es nur wenige, die auch im Westen als Gesprächspartner geschätzt waren, und zu diesen gehörte Fritz Klein. Er starb am 26. Mai 2011 an den Folgen eines Umfalls. Den im Berliner Stadtteil Kreuzberg geborenen Jungen betreute, wie wir in seiner Autobiographie *Drinnen und Draussen*² erfahren, ein Kindermädchen namens Elisabeth. Der soziale Aufstieg seines aus dem

* Dr. Michael Schippan ist Mitarbeiter in einem DFG-Projekt an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

Distrikt Bistritz (Bistrița) stammenden Vaters, der ebenfalls den Namen Friedrich (Fritz) trug, ermöglichte der Familie, eine Zwölfzimmerwohnung am Lützowplatz, einem „Wohnviertel des Mittelstandes“, zu beziehen. Der konservative Fritz Klein senior, der die Weimarer Republik ablehnte, schickte seinen Sohn los, die schwarz-weiß-roten und die schwarz-rot-goldenen Fahnen in den Berliner Wohlstandsvierteln zu zählen, um dann stolz das Übergewicht der ersteren festzuhalten. Er war Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Berater Gustav Stresemanns und ein Unterstützer des Kanzlers Heinrich Brüning. 1933 erregte Friedrich Klein allerdings den Zorn Hitlers und verlor seinen Posten. Relativ jung starb er 1936 durch einen Sturz vom Pferd. Lange Zeit munkelte man von einem Attentat der Nazis, das jedoch im Jahr der Olympischen Spiele, so meint sein Sohn, wenig wahrscheinlich war.

Die Familien beider Elternteile stammten aus Siebenbürgen, und dieser historischen Landschaft blieb Fritz Klein zeit seines Lebens verbunden. Sein längere Zeit in Iași wirkender Onkel, der Theologe Karl Kurt Klein (1897-1971), war ein Erforscher der Sprache, des Brauchtums und des Glaubens der Siebenbürger Deutschen, der unter vielen anderen Publikationen ein Buch unter dem Titel „Splitter zur Geschichte der Herkunftsforschung der Deutschen in Siebenbürgen“ (Jassy 1931) verfasste. Der junge Fritz Klein konnte in jedem Sommer seine Großeltern in Siebenbürgen besuchen und die Lebensweise der „Siebenbürger Sachsen“ kennen lernen. Nach dem plötzlichen Tode seines Vaters wuchs Fritz Klein in einer gänzlich anderen weltanschaulichen Atmosphäre auf. In der Familie seines Pflegevaters, des sozialdemokratischen Pädagogen Heinrich Deiters (1887-1966)³, wurde das Regime Hitlers scharf abgelehnt. Da der Erziehungswissenschaftler nach 1933 nicht im Schuldienst arbeiten konnte, zog er sich still zurück und arbeitete an einer Biographie des französischen Literaturkritikers Charles-Augustin Sainte-Beuve. Deiters, der von 1949 bis 1958 als Dekan der Humboldt-Universität amtierte, wurde auch der Schwiegervater Fritz Kleins.

Um der unausweichlichen Einberufung zuvorzukommen, meldete sich Fritz Klein freiwillig zur Wehrmacht und gelangte bis zum Fluss Terek im Kaukasus-Vorland. Er wurde in Ungarn verwundet und überstand die für ihn relativ kurze

Kriegsgefangenschaft. An der Humboldt-Universität zu Berlin studierte er Geschichte und Slavistik, wobei er sich neben dem Russischen auch dem Altbulgarischen zuwandte. Seine auf gedrucktem Material beruhende Dissertation zum Thema „Die diplomatischen Beziehungen Deutschlands zur Sowjetunion 1917-1932“ erschien 1952 in Berlin. Die Forschungen zu diesem Thema wurden in den folgenden Jahrzehnten von dem Berliner Historiker Günter Rosenfeld auf der Grundlage archivalischen Materials fortgesetzt.

Im Jahre 1952 wurde der achtundzwanzigjährige Fritz Klein von seinem Mentor, dem aus dem norddeutschen Bildungsbürgertum stammenden jüdischen, 1946 aus der Emigration zurückgekehrten Historiker Alfred Meusel (1896-1960) aufgefordert, die Leitung der neu geschaffenen „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (ZfG) zu übernehmen, in der, wie es zunächst geplant war, neben sozialistischen Historikern auch loyale Vertreter der traditionellen Geschichtsforschung zu Wort kommen sollten. Jedoch blieb der parteilose Erforscher der „west-östlichen Wechselseitigkeit“ Eduard Winter bis zu seinem Tode 1982 der einzige „bürgerliche Intellektuelle“ im Redaktionskollegium. Mit großem Elan gingen die jungen Redakteure ans Werk, die beide aus bürgerlichen Familien stammten, Fritz Klein und Joachim Streisand, Sohn eines jüdischen liberalen Buchhändlers und nachmaliger Präsident der Historikergesellschaft der DDR. Doch nach dem XX. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion 1956, dem danach einsetzenden „Tauwetter“ und der Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn geriet Fritz Klein durch seine Kontakte mit Wolfgang Harich (1923-1995), dem Chefredakteur der heute noch bestehenden „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“, und anderen Mitgliedern eines um den Aufbau-Verlag gescharten oppositionellen Intellektuellenkreises in das Visier der Staatssicherheit. Gegen ihn wurde der Vorwurf der „mangelnden Wachsamkeit“ und der „intellektuellen Überheblichkeit“ erhoben, was eine unheilvolle Mischung darstellte, die auch von der Intelligenzfeindlichkeit von Parteifunktionären zeugte.

Fritz Klein konnte allerdings nach 1957 weiter in der Forschung tätig sein, und bis zu seinem Tode gehörte er den Herausbergremien der ZfG an. Er arbeitete sich in ein Spezialgebiet ein, dem er über Jahrzehnte verbunden war: der Geschichte des

Ersten Weltkrieges, der Weiterführung der deutschen Politik unter Kriegsbedingungen. Wie viele andere seiner Kollegen blieb er nach 1957 für lange Zeit, insgesamt 34 Jahre, an nur einer Wissenschaftseinrichtung tätig, dem Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften im Ostteil Berlins. In der nach Erscheinen des Buches „Der Griff zur Weltmacht“ von Fritz Fischer 1961 in der Bundesrepublik entfachten Kontroverse wurden enge Berührungspunkte zwischen den Standpunkten des Hamburger Historikers und der Forschergruppe um Fritz Klein bei der Klärung der Kriegschuldfrage deutlich. Sie machten auf die Interessen bestimmter Wirtschaftskreise des Kaiserreiches an imperialistischer Raub- und Expansionspolitik aufmerksam, wobei Fritz Klein davon ausging, dass dies für alle kriegführenden Seiten zuträfe, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität.

Er schloss in Moskau Freundschaft mit dem betagten Arkadij Samsonovič Erusalimskij (1901-1965), dem wohl besten Kenner der Geschichte des 1871 gegründeten Deutschen Kaiserreiches und der Bismarckschen Diplomatie in der Sowjetunion, sowie mit dem weniger bekannten Vladimir Michajlovič Turok (1904-1981), einem Verfolgten der Stalin-Ära, der am Institut für Slavenkunde und Balkanistik tätig war und die Geschichte der Balkanländer erforschte. Bei der ersten Begegnung mit Turok war Fritz Klein davon irritiert, dass dieser doch offenbar nichtreligiöse Mensch einen Rosenkranz in der Hand hielt. Er wurde allerdings darüber aufgeklärt, dass es sich dabei nur um ein Spielzeug handele.

1968 erschien der erste von drei Bänden der von Fritz Klein herausgegebenen Reihe „Deutschland im Ersten Weltkrieg“, die in der DDR drei Auflagen erlebte. Die internationale Kritik nahm sie vorwiegend wohlwollend auf. 2004 konnten die Bände als nach wie vor Maßstäbe setzendes Standardwerk im Leipziger Universitätsverlag erneut herausgegeben werden. Der Anteil der dogmatischen parteipolitischen Passagen fiel nicht ins Gewicht. Fritz Klein zählte dazu selbstkritisch die einseitige Parteinahme für den Spartakusbund. Archivalien aus Koblenz, Bonn und Wien konnten ausgiebig genutzt werden. Wenn wichtiges handschriftliches Material aus Archiven Moskaus und Leningrads fehlte, so war das auf die auch gegenüber Forschern aus der DDR angewandte Praxis zurückzuführen, keine Einsicht in Findbücher zu gewähren und von den Archivmitarbeitern nur eine willkürliche, oft

lückenhafte Auswahl von Dokumenten vorlegen zu lassen. Fritz Klein führte das auf das Bestreben zurück, die Position der eigenen, der russischen Seite, nicht in ein negatives Licht zu rücken.

Mehrere Sammelbände erschienen in den folgenden Jahren über Politik und Ideologie der Zeit um 1900. Die Russland-Artikel darin stammten von Sigrid Wegner-Korfes, Ludmila Thomas, Heinz Lemke und Dietmar Wulff, die oft recht speziellen Themen, wie Eisenbahnbau, Schiffahrtsgesellschaften und Zollkrieg, gewidmet waren. Fritz Klein publizierte Arbeiten des 1926 geborene Rafail Šolmonovič Ganelin, der in der Sowjetunion wegen seiner von Parteilehrbüchern abweichenden Ansichten über die ökonomischen und sozialen Voraussetzungen der Oktoberrevolution von 1917 gemäßregelt worden war.

Als nach einem leitenden deutschen Vertreter in der erst 1978 gegründeten Historikerkommission DDR-Rumänien gesucht wurde, nahm Fritz Klein dieses Angebot an, da er seine familiären Wurzeln im Partnerland hatte und über entsprechende historische Vorkenntnisse verfügte. Man hätte annehmen können, dass die gemeinsame marxistische Ideologie auch die Basis für einen lebhaften Austausch zwischen den Historikern dieser beiden Länder hätte liefern können. Doch es wurde deutlich, dass man sich kaum etwas zu sagen hatte. Den wenigen deutschen Spezialisten schien die Berufung auf die dako-romanische Kontinuität von der Antike bis zur Herausbildung der rumänischen Staatlichkeit gewagt zu sein und der Personenkult um Nicolae Ceaușescu als abstoßend. Ihre rumänischen Kollegen wiederum fanden sich nicht in dem erbitterten deutsch-deutschen Schlagabtausch zurecht und verachteten die enge Anlehnung ihrer DDR-Kollegen an die Sowjetunion. In dem seit 1974 in den Kinos des Landes ausgestrahlten rumänisch-französischen Monumentalfilm „Der letzte große Sieg der Daker“ vereinigten sich die von Trajan besiegten Daker am Ende mit ihren ursprünglichen römischen Feinden, um einen Angriff wilder zottiger Barbaren aus dem Osten abzuwehren, unter denen man sich durchaus die Russen vorstellen konnte.

In den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts wandte sich Fritz Klein angesichts der Stationierung atomarer Mittelstreckenwaffen in Mitteleuropa immer mehr der Friedensfrage zu. Ein Atomkrieg hätte alle vorherigen politischen Meinungsverschiedenheiten gegenstandslos gemacht. Die apokalyptische Befürchtung von Karl Kraus 1909 konnte sich bewahrheiten, dass einst die Menschheit neben ihren Werken liegen würde und keiner mehr übrig bliebe, sie zu nutzen. Fritz Klein störte ein Denken ohne Einbeziehung von Alternativmöglichkeiten. Gemäß dem Urteil Lenins musste es 1914 zum Krieg kommen. Musste es das wirklich, fragte Fritz Klein? Hieß das, der Krieg sei unvermeidlich gewesen? Wie hatte sich eine Situation herausgebildet, in der die wichtigsten europäischen Groß- und Mittelmächte sich schließlich auf einen Krieg einließen? Gemeinsam mit Ludmila Thomas untersuchte Fritz Klein die von verschiedenen Seiten vor 1914 unternommenen Versuche, eine Kriegsentfesselung zu vermeiden und auch nach Ausbruch der Kampfhandlungen doch noch zu einer Friedenslösung zu gelangen.

Nach seinem 65. Geburtstag am 11. Juli 1989 hätte Fritz Klein als Rentner in der Forschung endlich kürzer treten und seinen privaten Interessen nachgehen können. Doch er wurde als Institutsdirektor in den Plattenbau an der Prenzlauer Promenade in Berlin-Pankow zurückgerufen. Über dem Land hatte sich in diesem Sommer eine drückende Schwüle ausgebreitet. Die Parteiführung, von der man wusste, dass sie die Perestrojka und vor allem Glasnost' im „Bruderland“ ablehnte, war nach der Erkrankung Erich Honeckers völlig verstummt. Doch am 1986 selbständig gewordenen Akademie-Institut für Allgemeine Geschichte, in dem die Anhänger der Perestrojka überwogen, die zum Teil in der Sowjetunion die Ereignisse seit 1985 auch aus eigenem Erleben, aus der Nähe mitverfolgt hatten, brodelte es. Mit dem Begriff der „Allgemeinen Geschichte“ war die Weltgeschichte unter Ausschluss der deutschen Geschichte gemeint, die in einem eigenen Institut unter Leitung von Walter Schmidt erforscht wurde. Auch für die Erforschung des so genannten „SWS“, des sozialistischen Weltsystems, bestand eine selbständige Abteilung unter der Leitung von Gerd Voigt.

Als 1990 zum ersten Mal freie Direktorenwahlen in den Instituten möglich wurden, gaben die Mitarbeiter in überwältigender Mehrheit ihre Stimme für Fritz Klein ab. Sicher, hier überwogen die Mitglieder der Sozialistischen Einheitspartei. Doch hatten am Akademie-Institut auch jüngere Wissenschaftler, wie Stefan Wolle und Armin Mitter, Arbeitsmöglichkeiten erhalten, die seit den 1970er Jahren die Politik der Partei abgelehnt hatten und jetzt einen „Unabhängigen Historikerverband“ gründeten. Fritz Klein spürte ihren Zorn über die jahrzehntelange Unterwerfung der meisten Historiker unter die Parteilinie und die Realitätsverweigerung, die viele von ihnen noch bis 1989 gegenüber ihren Studenten die Existenz des Zusatzprotokolls zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt von 1939 leugnen ließen. Für die Wahl Fritz Kleins sprach sicher auch seine in den zurückliegenden Jahrzehnten erworbene Weltläufigkeit. Als auserwählter „Reisekader“ hielt er geschichtliche Vorlesungen in den USA, wofür er im fortgeschrittenen Alter fließend Englisch zu sprechen lernte.

In den Jahren 1990/91 wurde sichtbar, dass die nach sowjetischem Vorbild eingerichteten Berliner Akademie-Institute in der Wissenschaftslandschaft des vereinigten Deutschland nicht mehr weiter existieren würden. Nur bestimmte Forschergruppen und einzelne Wissenschaftler hatten die Perspektive vor sich, im Rahmen eines „Wissenschaftler-Integrationsprogramms“ (WIP) in bereits bestehende bundesdeutsche Strukturen eingegliedert zu werden. Am 31. Dezember 1991 schlossen die Türen der Institute für immer.

Wieder im Arbeitszimmer seiner Wohnung in Berlin-Johannistal angelangt, hatte Fritz Klein jetzt Zeit für eine von administrativen Aufgaben ungestörte Fortführung seiner Forschungen über das Jahrhundert der Extreme. In einem anlässlich des 65. Geburtstages von Wolfgang Küttler 2001 angefertigten Beitrag⁴ zog er eine ernüchternde Bilanz, mit der er sich allerdings von etlichen ehemaligen Weggefährten weit entfernte. Im Epochenjahr 1917 seien zwei weltgeschichtliche Protagonisten angetreten: Lenin und Wilson. Beide wollten die Gesellschaft grundlegend verändern, der Amerikaner mittels Reformen, der Russe durch Revolution. Was Lenin begann, sei gescheitert, und zwar im Wesentlichen an sich selbst, und nicht nur durch das Wirken des Gegners, der sich letztlich als stärker

erwies. Eine „deutsch-deutsche Geschichte“ müsse in einer Weise, wie das bisher nicht der Fall gewesen ist, das „Aufeinander-Bezogensein“ beider Staatswesen darstellen.

1 Klein, Fritz, *Vierzig Jahre Weltkriegsforschung. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Lüneburg am 8. Oktober 1999* (=Lüneburger Universitätsreden, Heft 1), Lüneburg, 2000, S. 5f.

2 Ders., *Drinne und Draussen. Ein Historiker in der DDR. Erinnerungen*, Frankfurt am Main, 2000.

3 Deiters, Heinrich, *Bildung und Leben. Erinnerungen eines deutschen Pädagogen*, Köln, 1989.

4 Vgl. Klein, Fritz, *Angekommen in einer neuen Gesellschaftsordnung: Was muß eine deutsch-deutsche Geschichte enthalten?*, in: Jordan, Stefan und Walther, Peter Th. (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte und Geschichtswissenschaft. Aspekte einer problematischen Beziehung. Wolfgang Küttler zum 65. Geburtstag*, Waltrop, 2002, S. 216ff.

N A D J A M A T U S C H E *

Kommentar zum Urteil gegen Julija Tymošenko
und zur ukrainischen Rechtsstaatlichkeit

„Unser Ziel ist die Herrschaft des Rechts.“¹

Am 11.10.2011 – fast eine Schnapszahl, was dem Verfahren seinen Stempel noch deutlicher aufdrücken und seine Vorhersehbarkeit unterstreichen würde – wurde das Urteil gegen Julija Tymošenko gesprochen. Sie wurde des Amtsmissbrauchs nach Paragraph 365, einem der umstrittensten Paragraphen in der ukrainischen Rechtsprechung, für schuldig empfunden und muss nun für sieben Jahre ins Gefängnis. Zudem muss sie Schadensersatz in Höhe von 242 Millionen Euro zahlen.

Bereits im Vorfeld wurde seitens der europäischen und amerikanischen Presse sowohl der Prozess an sich als auch die Prozessführung stark kritisiert. Europäische Beobachter und Politiker bezweifelten sehr stark eine faire Rechtsprechung seitens des Bezirksgerichts Kiev-Petschersk, vielmehr sah alles nach einer politischen Abrechnung gegen die bekannteste ukrainische Oppositionspolitikerin aus. Die Anklage lautete: Amtsmissbrauch während der russisch-ukrainischen Gaskrise des Jahres 2009. Durch den Vertrag mit Russland habe sie der Ukraine einen Schaden von knapp 1,5 Millionen Euro zugefügt. Dies sei geschehen, um sich bei den Wählern beliebt zu machen. Der Prozess startete aufsehenerregend – mit TV-Liveübertragung.

Tymošenko, die sehr wohl mit Medien umzugehen weiß, brachte den 31-jährigen Richter Rodion Kirejew an den Rande der Verzweiflung und nannte ihn mitunter eine „Marionette“ des amtierenden ukrainischen Präsidenten Janukovyčs – was noch die freundlichste verbale Äußerung ihrerseits war. Ihre Unschuld setzte sie weiterhin auch nonverbal, sprich: äußerlich, gut in Szene, sie erschien in makellosem

* Nadja Matusche studiert Osteuropäische Geschichte, Mittlere und Neuere Geschichte und Philosophie an der Universität zu Köln.

Weiß gekleidet und mit dem für sie bereits distinktiven Haarkranz, zudem jedoch – wie so oft – angriffslustig und unbeugsam.

Die große Diskussion, die um diesen Prozess entflammte, lässt etliche Fragen aufkommen. Auffälligerweise wurde, insbesondere im Ausland von vornherein an der Rechtmäßigkeit des Verfahrens gezweifelt. Die Schuldfrage stellte sich kaum jemand, während in der Ukraine die amtierenden Regierungsvertreter genau spiegelverkehrt argumentierten. Neben den Fragen nach der Rechtsstaatlichkeit und der Rechtmäßigkeit dieses Prozesses, bleibt gänzlich offen, ob sich die Oppositionspolitikerin bewusst als Opfer des neuen Regimes stilisiert, oder ob sie es tatsächlich ist. Für beide Möglichkeiten ließen sich zahlreiche Belege finden, wobei für letztere einiges mehr spricht und Präsident Janukovyčs Verhalten dieser Sichtweise keineswegs entgegenwirkt, indem neben Tymošenko noch weitere ehemalige Minister, u. a. der vormalige Innenminister Jurij Luzenko verhaftet bzw. verurteilt worden sind. Demzufolge spricht vieles für eine politische Abrechnung.

Eine aussagekräftige Episode trug sich am 30.09.2011 in Warschau zu: das Gipfeltreffen zur „Östlichen Partnerschaft“, dem auch Janukovyč beiwohnte. Dort sollten weitere Verhandlungen zum geplanten Assoziierungs- und Freihandelsabkommen zwischen der EU und der Ukraine geführt werden. Ein schwieriges Unterfangen, da seit dem Amtsantritt Janukovyčs 2010 die alte Schaukelpolitik der Ukraine wieder voll zum Leben erweckt worden ist. Russland oder die EU? Am besten von beiden nur das Beste! Sprich: wirtschaftliche Vorteile ohne allzu große Gegenleistungen, vor allem keine EU-Auflagen zur Demokratisierung und Rechtsstaatlichkeit.

Auf dem Treffen kam hingegen vor allem der Prozess gegen Tymošenko zur Sprache, welchen europäische Spitzenpolitiker als „Schauprozess“ auswiesen und dessen sofortige Einstellung forderten. Janukovyčs Vorschlag, Tymošenko gegen ein Geständnis und Rückzahlung der Forderungen freikommen zu lassen, zeugt nicht gerade von diplomatischem Geschick. Im Klartext bedeutet dies nichts anderes, als dass erstens für Janukovyč die Schuld Tymošenkos völlig außer Zweifel steht und zweitens der Urteilsspruch nur eine Frage des Preises zu sein scheint. Das scheint

momentan das vorherrschende Verständnis ukrainischer Rechtsprechung zu sein. Eine bessere Angriffsfläche für Kritiker konnte sich die ukrainische Regierung selbst wohl kaum schaffen.

Die drei augenscheinlichsten Defizite sollen kurz erläutert werden. Erstens ist die Unschuldsvermutung für jeden rechtsstaatlichen Prozess im europäischen Verständnis unabdingbar. Als gegen Tymošenko der Verdacht geäußert wurde, dass sie im Jahre 2009 als amtierende Ministerpräsidentin ein Gasabkommen mit Russland erstens ohne ausreichende Befugnis und zweitens gegen die Interessen des ukrainischen Staates abgeschlossen haben soll, wurde ihr von Beginn an nicht einmal die Möglichkeit eingeräumt, dass sie unschuldig sein könnte. Dem Anschein nach diene dieser Prozess jedoch vielmehr dazu, das Ausmaß ihrer Verfehlungen auszumachen, zumal weitere Anklagepunkte aus Mangel an Beweisen fallen gelassen werden mussten. Weiterhin wird seitens ausländischer Prozessbeobachter – hier v.a. vom ehemaligen Staatsanwalt des dänischen Helsinki-Komitee Mikael Lyngbo – bemängelt, dass der Angeklagten und ihrem Verteidiger nicht ausreichend Zeit zur Verfügung gestellt wurde, um sich mit den Prozessakten vertraut zu machen. Hinzu kommen Vorwürfe, nach denen dem Gericht Dokumente vorgelegt worden waren, deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist.

Zweitens bedarf Rechtsstaatlichkeit der Gewaltenteilung, d.h. der strikten Trennung von exekutiver, legislativer und judikativer Gewalt. Dieser Grundsatz findet sich in Artikel 6 der ukrainischen Verfassung. Dem stehen jedoch politisch motivierte Strafprozesse diametral entgegen. Dass es solche Akte gibt, zeigen die Verfahren gegen diverse ehemaliger Oppositionspolitiker. Diesen Vorwurf erhob auch Tymošenko: sie warf dem Richter Rodion Kirejew vor, ein Handlanger Janukovyčs zu sein. Dafür spricht, dass „die Struktur der Gerichte [...] zwar gesetzlich festgelegt [...], die Errichtung und Auflösung einzelner ordentlicher Gerichte [...] allerdings dem Präsidenten der Ukraine [obliegt]“².

Tymošenko könnte zwar Polemik vorgeworfen werden, dennoch sprechen die berufliche Unerfahrenheit sowie die sogar noch bestehende Probezeit des Richters zumindest dafür, nicht unabhängig agieren zu können. Gerade bei einem Prozess

solchen Gewichts sowohl für die Innen- als auch die Außenwirkung, dürfte die Auswahl dieses Richters als äußerst bedenklich gelten. Mehrere Stimmen verlautbarten darüber hinaus, dass das richterliche Auswahlverfahren manipuliert worden sei. Möglich ist dies infolge intransparenter Ernennungsverfahren für Richter. Es stellt sich die Frage, weshalb vor diesem Hintergrund kein neuer Richter ernannt wurde, um sich so dem Vorwurf der willkürlichen Einflussnahme seitens des Präsidenten, der Generalstaatsanwaltschaft und des Hohen Justizrats zu entziehen.

Drittens hängt mit dem vorherigen Punkt, also der verfassungsrechtlichen Bestimmung der Gewaltenteilung, die Unabhängigkeit der Richter zusammen. „Die ukrainische Verfassung garantiert die Unabhängigkeit der Richter und verbietet jegliche Einflussnahme auf Richter.“³ Für die Ukraine lassen sich jedoch etliche Beispiele aufzeigen, die genau dies bezweifeln lassen und die Korruptionsanfälligkeit und Manipulation der Justiz nahe legen. Die nachweisbare Unterfinanzierung des Justizwesens, die sich nicht nur auf geringfügige Vergütung und unzureichende Ausstattung der Gerichte bezieht, verhindert demzufolge richterliche Unabhängigkeit. Und führt so letztendlich dazu, dass „aufgrund intransparenter Gerichtsverfahren und -unterlagen [...] gerichtliche Entscheidungen nur geringen Respekt in der Öffentlichkeit [genießen]“⁴.

Fazit

„Ich bin kategorisch dagegen, dass auf irgendeiner Ebene die Arbeit der Vollzugsorgane und der Gerichte beeinflusst wird.“⁵ Diesen Satz äußerte Janukovyč in einem Interview kurz nach dem Urteilsspruch gegen Tymošenko. Dem widersprechen allerdings die nach wie vor fehlenden Reformen im judikativen Sektor. Kritiker bemängeln vordringlich die Arbeitsweise des Hohen Justizrats, „da sich unter den 20 Mitgliedern des Rates lediglich vier Richter befinden“⁶. Problematisch ist außerdem der generell enorme Einfluss des ukrainischen Präsidenten auf die Bestellung von Richtern. Dies ist insofern virulent, als sich seit dem Amtsantritt Janukovyčs die Ukraine immer weiter von der EU entfernt. Menschenrechte, demokratische Grundsätze und Rechtsstaatlichkeit werden wieder an den Rand gedrängt, wenngleich der Weg dorthin bereits weitgehend beiderseitig

vorgezeichnet worden war.

Die Zurückweisung äußerer Kritik durch den Präsidenten wäre nur dann gerechtfertigt, wenn sich dieser auf ein rechtsstaatliches und – vor allem von diesem – unabhängiges System berufen könnte. Der Prozess verdeutlichte hingegen, dass es sich hierbei weitaus eher um einen Racheakt als um das Beseitigen von Korruption und Amtsmissbrauch handelte. So wünschenswert ein Vorgehen gegen korrupte Politiker wäre, als so widersprüchlich erweisen sich dann allerdings die bekannten engen Verbindungen des Präsidenten zu Unternehmensspitzen und „Oligarchen“. Des weiteren befinden sich zahlreiche ehemalige Regierungsvertreter unter fragwürdigen Umständen und Anklagen in Haft. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Politiker, die am Sturz Janukovyč im Zuge der „Orangen Revolution“ 2004 beteiligt waren und die als potentielle Konkurrenten bei den kommenden Parlamentswahlen 2012 sowie der Präsidentenwahl 2015 infrage kommen würden.

Dass der amtierende ukrainische Präsident nicht zur Gänze hinter seiner Justiz steht, beweisen nicht zuletzt die In-Aussichtstellung der Abschaffung des umstrittenen Paragraphen 365 sowie die Ankündigung, dass es noch ein Berufungsverfahren gäbe, in dem ein „wichtiges Urteil“ gesprochen werden könnte. Wenn ersteres geschähen sollte, wäre das Urteil gegen Tymošenko hinfällig. Diese nachträgliche Rehabilitation könnte scheinbar dann in Kraft treten, falls sich die Ukraine zwischen der EU und Russland entscheiden müsste. Zur Absicherung werden seit neuestem Vorwürfe wegen Steuerhinterziehung gegen Tymošenko erhoben, sodass sie im Falle eines Falles weiter in Haft oder zumindest angeklagt bliebe und somit nicht an den nächsten Wahlen teilnehmen könnte. Dass Tymošenko bei alledem sicher keine so weiße Weste hat, wie sie gerne zum Ausdruck bringt, bezweifeln die wenigsten. Der Beigeschmack eines unfairen Prozess wird der Ukraine allerdings auch weiterhin anhaften.

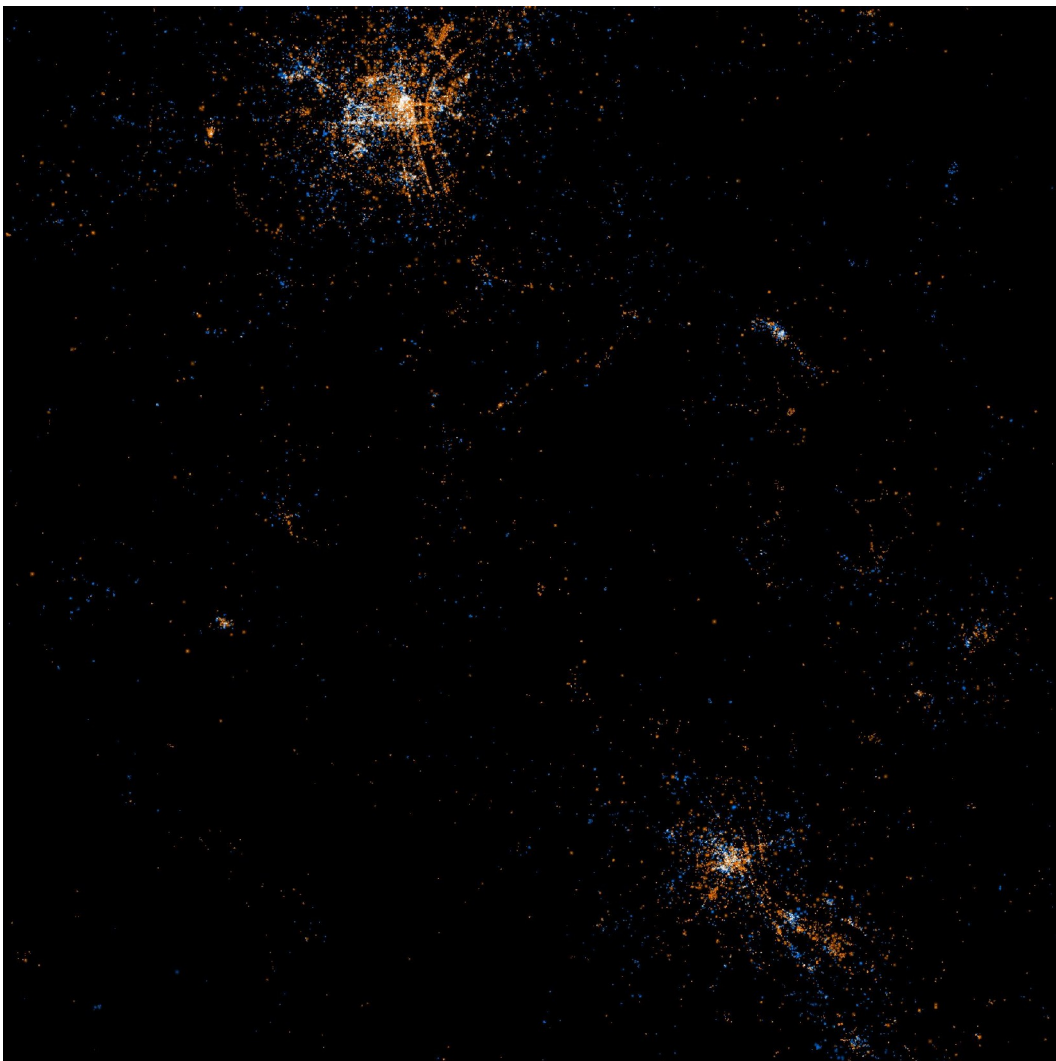
-
- 1 *Im Gespräch: Viktor Janukowitsch, Präsident der Ukraine*, in: FAZ vom 19.10.2011, S. 4.
2 Rechberger, Walter H., *Richterliche Unabhängigkeit in der Ukraine*, in: Besters-Dilger, Juliane und Woldan, Alois (Hrsg.), *Die Ukraine auf dem Weg nach Europa. Die Ära Juschtschenko*, Peter Lang, Frankfurt am Main, 2011, S. 86.
3 Ebd., S. 97.
4 Ebd., S. 99.
5 *Im Gespräch*, S. 4.
6 Rechberger, *Richterliche Unabhängigkeit*, S. 90.

BENJAMIN NAUJOKS*

Block Ade?

Überlegungen zur digitalen Topographie I

„Globalization talk takes its inspiration from the fall of the Berlin Wall, which offered the possibility or maybe the illusion that barriers to cross-national economic relations were falling.“



Köln & Bonn – aus der Sicht von twitter und Flickr.

© Eric Fischer, der diese Bilder dankenswerterweise zur Verfügung stellt.

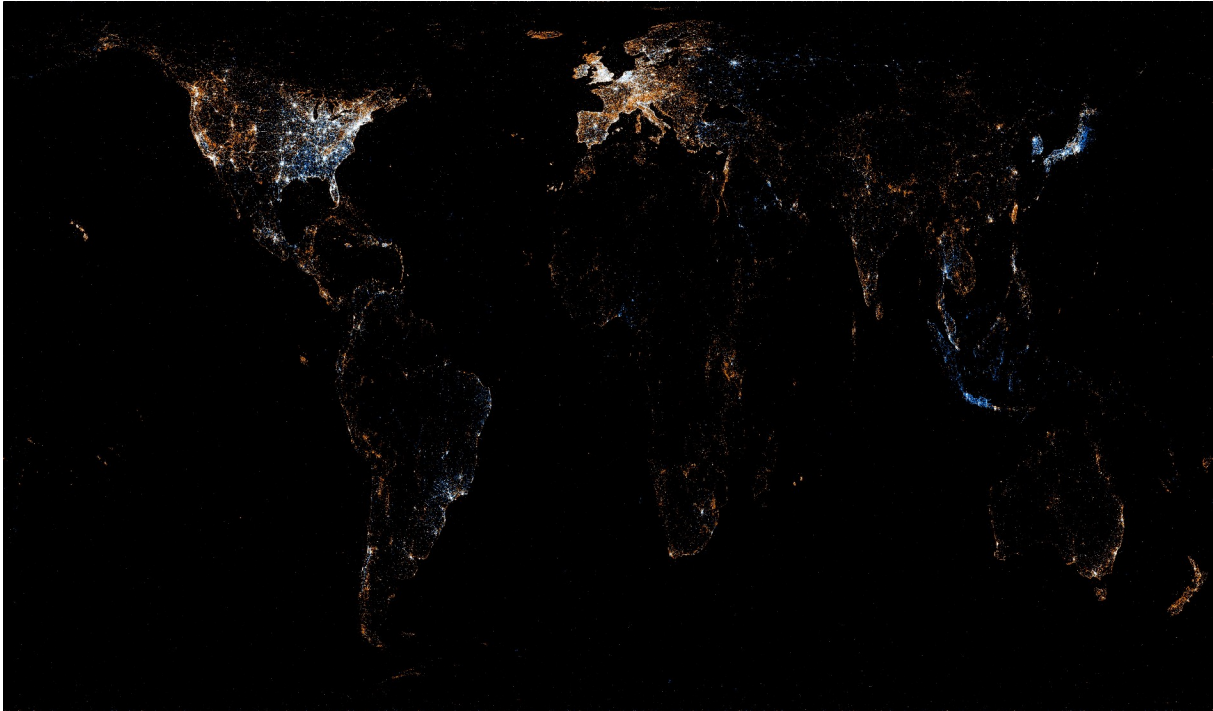
* Benjamin Naujoks studiert Osteuropäische Geschichte, Slavistik und Philosophie an der Universität zu Köln.

Ich sehe was, was alle sehen

Was auf den ersten Blick wie eine Nachtaufnahme der Städte Köln und Bonn anmutet, entpuppt sich als digitale Illusion: eine Ansammlung von Datensätzen der Internetdienste *twitter* und *Flickr*. Eric Fischer verbildlicht erstmals mittels Geotagging-Datensätzen die Bekanntmachungen der Nutzer (*user's posts*). Rot zeigt die Orte der hochgeladenen Bilder auf dem Portal *Flickr*, Blau die Orte der abgesetzten Meldungen (*tweets*) bei *twitter* und Weiß steht für Orte, an denen beide Dienste genutzt wurden.²

Diese Form der Georeferenzierung ist nicht neu, doch dann kam das *iPhone* von Apple. Nicht zu Unrecht adelte das Time Magazine dieses als Erfindung des Jahres 2007.³ Das Smartphone revolutionierte in der Tat, denn ein immer größer werdender Teil an Mobilfunknutzern verwendet plötzlich auch das sogenannte Mobile Internet. So wurde eine neue Form der Georeferenzierung populär: das Geotagging, oder im Falle von Bildern auch Geo-Imaging genannt. Der eigene Standort wird zu einer Metainformation für Dienste und Funktionen, die sich längst außerhalb des eigenen Smartphones befinden – nämlich in der „Cloud“.

Eine mindestens genauso, wenn nicht gar bedeutendere Entwicklung ging voraus: das *Global Positioning System* (kurz: GPS), ein globales satellitengestütztes Navigationssystem. Ursprünglich entwickelt vom und im Gebrauch des US-Militärs, galt es 1995 als voll funktionstüchtig und wurde am 2. Mai 2000 durch die Abschaltung einer künstlich erzeugten Ungenauigkeit für die zivile Nutzung in Gänze zugänglich gemacht.⁴ Seither kommt es nicht nur umfassend bei Navigationssystemen zum Einsatz, sondern ist das für verschiedenste Dienste mit Standort-Referenz am häufigsten genutzte System dieser Art weltweit. Mitunter deshalb, da das russische Konkurrenzsystem *GLONASS* (ГЛОБАЛЬНАЯ НАВИГАЦИОННАЯ СПУТНИКОВАЯ СИСТЕМА) im Vergleich bislang stetig zurückblieb.



Schnappschuss der Globalisierung?, © Eric Fischer.

Lokale Ameisen – globale Erkenntnisse?

Im Juni 2005 fand schließlich eine Software Verbreitung, die ihrem Namen nach als sinnbildlich gelten kann: *Google Earth*. Die Erde ist komplett erstmals in digitalisierter Form überall für jedermann kostenlos verfügbar, der mit dem Internet verbunden ist. Die Begeisterung über die vermeintlichen Möglichkeiten war derart riesig, dass noch im selben Jahr eine neue Ameisenart von Brian L. Fischer mit *Proceratium google* bezeichnet wurde – als Dank an Google für die nun Realität gewordene „Ameisenlokalisierung“.⁵

Ist es aber wirklich die Digitale Revolution als gewissermaßen beschleunigte Folge der sogenannten Globalisierung, welche nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der globalen Gesellschaft ihre Freiheit – vor allem seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums – wiederbrachte? Oder ist vielmehr die Globalisierung mit all ihren neuerlichen Formen und digitalen Ameisenhaufen an Nutzern nicht eine akzentuierte Perspektive, entwickelt aus dem historischen Verständnis der überwundenen Blockexegese?⁶

Zweifelsohne ist die enorme Fokussierung auf die Globalisierung ein Phänomen des Digitalen Zeitalters. Die sich dahinter versteckende Frage, ob das Digitale Zeitalter nun die Globalisierung oder die Globalisierung das Digitale Zeitalter auslöste und sich dadurch selbst mehrfach quadrierte, führt zu einer weiteren Beobachtung.⁷ Denn der Globalisierung selbst ist hierbei jedoch inzwischen alles Phänomene abhandeln gekommen, allein schon wegen ihrer historischen Verstaubtheit, geht doch der Text dem Bild voraus. Erst ein Quelltext, dann der Hypertext, viel später das Bild. Oder anders: erst die Geschichte, danach die Illustration. Allerdings hat die Illustration, dazu noch die bewegte, eine ganz andere Breitenwirkung als der dröge wirkende Quelltext eines vermeintlichen IT-Nerds. Kunst ist beides: das eine technischer, das andere kommerzieller Art.



Find the Gap!, © Eric Fischer.

Zwischenfazit: Euphorie veranlasst zu ungefiltertem Optimismus!

Man könnte es so nüchtern sehen, wie Frederick Cooper, der über die Globalisierungseuphorie wenig erstaunt sagt:

„It is no surprise that journalists and academics alike react with a sense of wonder to the multiplicity of forms of communication that have opened up (but are available only to some) and to the border-crossing strategies of many firms (but not others). The globalization fad is an understandable response to this sense of connectivity and opportunity, just as modernization theory was to the collapsing rigidities of European societies in the 1950s and the escape from the constraints of colonial empires. Globalization can be invoked to make a variety of claims, but it can also constrict the political imagination, occlude the power and importance of the long history of transnational mobilizations, and discourage focus on institutions and networks that can offer opportunities as well as constraints.“⁸

Muss man aber nicht! Vielmehr lohnt es sich – fernab der großen, oft grauen Theorie –, einzelne technische Innovationen respektive daraus resultierende soziokulturelle Phänomene in den Blick zu nehmen. Die Frage muss also lauten: Was zeigen uns die Visualisierungen von Eric Fischer? Eigentlich zeigen diese zum einen Potentiale auf, unterschiedliche Medien des Digitalen Zeitalters ideenreich in Beziehung zueinander zu setzen. Zum anderen beruhen diese dabei auf den Ursprungsdaten, uneigentlich ist also neben dem künstlerischen Effekt ein Erkenntnisgewinn vorhanden. Das tertium comparationis stellt die Selbstreflexivität über das zugrunde liegende Meta-Medium Internet dar: mittels sich bietender Möglichkeiten werden vorhandene Daten neu zusammengesetzt, um wirkungsmächtig – wenngleich unfreiwillig – letztendlich eine viel tiefer liegende Schicht preiszugeben. Nämlich die Vorläufer des eigenen Schaffens. Anders gesagt: Das Internet als die alles überragende Erfindung des später sogenannten Digitalen Zeitalters veranlasste zur Globalisierungseuphorie und damit auch zum Glauben an eine zwangsläufige Demokratisierung – es brachte zugleich aber auch jene Innovationen hervor, die diese faustischen Illusionen entlarven sollten.

1 Cooper, Frederick, *What is the Concept of Globalization Good for? An African Historian's Perspective*, in: *African Affairs*, Bd. 100, Heft 399, S. 196.

2 Eric Fischers Album *See something or say something* findet sich – natürlich – bei Flickr unter: <http://www.flickr.com/photos/walkingsf/sets/72157627140310742/>.

Die Daten für *Flickr* bilden den Zeitraum seit der Veröffentlichung der ersten Geotagging-Daten des Dienstes im Jahre 2006 bis einschließlich Mai 2011 ab, die *twitter*-Daten beziehen sich auf Mitte Mai bis Mitte Juli 2011.

3 Vgl. http://www.time.com/time/specials/2007/article/0,28804,1677329_1678542,00.html.

4 Vgl. http://ngs.woc.noaa.gov/FGCS/info/sans_SA/world/.

5 Vgl. <http://googleblog.blogspot.com/2005/09/ants-unearthed-with-google-earth.html>.

6 Vgl. Conrad, Sebastian und Eckert, Andreas, *Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen: Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt*, in: Conrad, Sebastian, Eckert, Andreas und Freitag, Ulrike (Hrsg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main, 2007, S. 7-49, wo es auf S. 20f. heißt: „Globalisierung ist daher auch nicht eine Metatheorie, sondern eher eine Perspektive, die dazu beitragen kann, Prozesse in einem umfassenden Kontext zu situieren und den methodologischen Nationalismus der Geschichtswissenschaft zu unterminieren. Der Ausgangspunkt für einen solchen Zugriff ist das Interesse an der Verdichtung von Beziehungen auf unterschiedlichen Ebenen: [...] sowie die Veränderung der Vorstellung von Zeit und Raum, die mit der Veränderung der Transport- und Kommunikationsmedien einhergegangen ist. [...] Es ist sinnvoll, zwischen Globalisierung als Prozess und Globalisierung als Perspektive zu unterscheiden. [...] Während also der Prozess der Globalisierung eine lange Geschichte aufweist, ist die Perspektive der Globalisierung etwas Neues.“

7 Vgl. Osterhammel, Jürgen und Petersson, Niels P., *Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen*, 4. akt. Auflage, München, 2007, hier S. 107, wo es heißt: „Die Fortschritte der Kommunikations- und Datenverarbeitungstechnologie waren entscheidende Voraussetzungen für den Aufschwung globaler Finanzmärkte, für die Organisierbarkeit transnationaler Konzerne und für den Aufstieg der <<Tigerstaaten>>, die einen großen Teil der Computerchips herstellen. Das Internet, das erst seit Mitte der neunziger Jahre rein privat <<zentrumslos>> organisiert und allgemein zugänglich ist, ist eher eine Metapher als eine Ursache für die Vernetzung durch Datenverarbeitung und elektronische Medien.“

8 Cooper, *What is the Concept of Globalization Good for?*, S. 212f.

C H R I S T O P H S C H M I D T *

Ein Photo zur Erinnerung: Torgau '45

Kein Mischmasch aus „Irrtum und Gewalt“, sondern – noch schlimmer – aus Vergessen und Lüge, das scheint Geschichte nicht selten zu sein. Dabei laden Bilder noch stärker als Texte zu Verfälschung ein, denn jedes Bild beruht auf einem Augenblick. Nur der wird fixiert; so steht der Teil für das Ganze. Kein Wunder, dass hier total wahre Desinformation beginnt. Das Ende des Zweiten Weltkriegs liefert dafür ein erschreckendes Beispiel: In Torgau an der Elbe trafen die amerikanischen und sowjetischen Streitkräfte 1945 nach offizieller Darstellung erstmals zusammen; de facto eine Lüge. Hier fanden nur die Feierlichkeiten statt. Was aber bleibt, wenn man eine Lüge vergisst? Nichts als die Wahrheit? Torgau zumindest hat es beim langen Marsch vom Ereignis zur Erinnerung nicht geschafft, offiziell und somit kanonisch zu werden. Drei Bände „deutscher Gedächtnisorte“ führen die Stadt nicht mehr auf.

Tatsächlich fand das historische Zusammentreffen zwischen Amerikanern und Sowjets weiter südlich bei Strehla statt. Unmittelbar am Elberadweg findet der Wanderer dort noch heute eine Schrifftafel, die ihn über den wahren Sachverhalt informiert. Am 24. April 1945 entsandte das amerikanische 273. Infanterieregiment eine Patrouille unter dem Kommando des



Leutnant Kotzebue, um Kontakt zu den Russen herzustellen. Kotzebue vermutete sie auf dem östlichen Elbufer und behielt recht. Allerdings stieß seine Patrouille bei Strehla nicht nur auf die Russen, sondern auf ein Blutbad. Russische Artillerie hatte von Ost nach West flüchtende Wehrmachtsteile und Zivilisten auf einer Pontonbrücke bei Strehla unter Feuer genommen, so dass Kotzebue ein Leichenfeld

* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

sondergleichen erblickte. Die Generäle auf beiden Seiten waren sich einig, an einem derart blutigen Ort besser keine Feierlichkeiten abzuhalten, und verlegten den offiziellen Ort der sowjetisch-amerikanischen Begegnung daher in das 40 Kilometer weiter nördlich liegende Torgau. Noch dazu war Torgau für Reporter besser erreichbar.

Für den 26. April wurde dann das offizielle Photo-Shooting in Torgau arrangiert. Der amerikanische Fotograf Allan Jackson inszenierte dazu die historische Begegnung von „Iwan und Joe“ als Close-up in Untersicht auf der zerborstenen Elbebrücke. Dabei fällt auf, dass die amerikanische Seite weitaus fotogener wirkt als die sowjetische, weil der GI vorne links zwar sein Gegenüber missachtet, dafür aber freundlich in die Kamera linst. Noch dazu führt Jackson seine Landsleute als dynamischer vor, wie das ausgestreckte rechte Bein des zweiten Amerikaners unschwer erkennen lässt. Nur die Kamera war deutsch: Eine Zeiss Super-Iconta B 6x6 80/2,8, wie sie seit 1935 in Deutschlands Kamerahauptstadt Dresden gebaut wurde. Jedweder Hintergrund fehlt, die Sieger sind unter sich. Vielleicht ist dies der Grund, warum sich das Photo im deutschen Gedächtnis nicht recht verwurzelt hat.

Tatsächlich war das russisch-amerikanische Zusammentreffen alles andere als unproblematisch. Auch hier geht das offizielle Photo an der Wahrheit vorbei. Die sowjetische Seite hatte angeordnet, nur diejenigen sollten an der Begegnungsfeier teilnehmen, die auch Englisch konnten. Solche Soldaten fand man aber nicht. Der russische Hauptmann V. P. Neda bekam große Schwierigkeiten, weil er seine Uniformbluse einem Amerikaner geschenkt hatte. Der Politkommissar klärte ihn darüber auf, Orden wie Bluse gehörten dem russischen Volke! Recht peinlich war auch der Zeitunterschied. Die Russen lebten nach Moskauer Zeit, die Amerikaner aber nach deutscher – und kamen immer zu früh. Auf beiden Seiten gab es aber auch Gemeinsamkeiten: Richtig gemütlich war es nur, solange keine Generäle da waren. Mit deren Eintreffen hörte das Tanzen schnell auf..

Warum Jacksons Aufnahme hinter besonders eindrücklichen Kriegsphotos (Robert Capa „Spanischer Loyalist“, Joe Rosenthal „Iwojima“, Richard Peter „Blick vom Dresdner Rathausturm nach Süden“) so deutlich zurückbleibt, lässt sich im Vergleich mit Evgenij Chaldej vielleicht am besten erahnen. Chaldejs Aufnahme der beiden Rotarmisten auf dem Reichstag vom 2. Mai 1945 zeigt im Vorder- wie Hintergrund so grosse Dramatik, dass Jacksons Bild wie ein Stilleben wirkt. Noch ist der Häuserkampf in vollem Gange, wie die Straßensperre unten links demonstriert. Todesmutig hat sich der Feldwebel Meliton Kantarja bis zum Dachrand vorgewagt, um die Rote Fahne allen sichtbar zu hissen. Bei näherem Hinsehen offenbart sich aber auch hier die Retusche. Der Reichstag wurde schon am 30. April erobert, auch dieses Bild ist gestellt: Die dunklen Wolken über dem Häusermeer fügte Chaldej nachträglich ein, um den Moment weiter aufzuladen; der rechts stehende Feldwebel Michail Jegorov, auch er vom 756. Schützenregiment, trug offensichtlich zwei Armbanduhren, hatte sich zuvor also mit weniger ruhmreichen Dingen befasst. In der offiziellen Fassung wurde dann folgerichtig eine der beiden Uhren entfernt. Improvisiert wirkt allein die Fahne, die eine große Naht zeigt und allem Anschein nach hastig zusammengeflickt wurde. An alles hatte man gedacht, nur nicht an das Wichtigste!

Gerade aus sowjetischer Sicht musste Chaldej Jackson an Wirkung um vieles übertreffen, wirkte der Reichstag doch als Trophäe, ja als Schädel der Bestie. Endlich zur Strecke gebracht! Ergo wählte Chaldej auch die Obersicht, um das Ausmaß des Sieges wie der Zerstörung festzuhalten. Das eine bezeugte das andere. Die Entstehung des Photos war nahezu klassisch und entsprach dem Muster, das auch Cartier-Bresson verfolgte: Den Hintergrund muss man suchen, auf den Vordergrund muss man warten. In diesem Fall hat Chaldej den Vordergrund allerdings inszeniert: Mit Fahne und Leica war er auf das Dach geklettert, um zunächst die richtige Perspektive zu suchen. Dann stellte er fest, dass ihm der Fahnenmast fehlte. In den Ruinen trieb er schließlich eine Latte auf, und nun kam das Beste: War es Zufall, dass Kantarja Georgier war? Wie Stalin?

Jackson jedoch verzichtet auf Hintergrund. Sein Photo illustriert die Geschichte, Chaldej aber erzählt sie. Dieses Bild wirkt auch ohne Worte. Von Jackson lässt sich das nicht behaupten. Dass Jackson von Chaldej also mühelos übertroffen wurde, mag schon eine Rolle gespielt haben, warum sich Torgau im Gedächtnis nicht derartig tief verankert hat. Gab es denn überhaupt keine bekannten Photographen in Torgau? Doch, es gab sie, allen voran Lee Miller (1907-1977), deren Lebensweg einzigartig ist. Zunächst hatte sie in New York Kunst studiert und als Photomodell gearbeitet, ging 1929 aber nach Paris, um sich der dortigen Bohème anzuschließen. Als Muse des surrealistischen, heute klassisch gewordenen Photographen Man Ray fand Lee Miller jedoch schnell heraus, dass sie sich nicht nur vor der Kamera gut machte, sondern auch dahinter. Dieser Seitenwechsel bescherte ihr eine zweite Karriere, in der zahllose Porträtaufnahmen von Picasso, Dora Maar, Jean Cocteau, Max Ernst, Marlene Dietrich oder Charlie Chaplin entstanden. Nachdem sie die Jahre vor 1939 in Ägypten verbracht hatte, wurde sie als War Correspondent eingezogen und folgte den amerikanischen Truppen von der Normandie bis zur Elbe.



© Lee Miller.

Aus dieser Zeit hat Lee Miller den Krieg aus einer anderen Perspektive dokumentiert, vielleicht weil sich die amerikanische Zensur scheute, Frauen in die vorderste Kampflinie zu beordern. Die Befreiung von Paris erlebte Miller daher bei den Ärzten und Verwundeten im Lazarett mit. Gleichfalls war sie zur Stelle, als die Stunde der Abrechnung mit Kollaborateuren auf den Straßen schlug. Dieser zurückgenommene Stil der Photoreportage begann sich mit dem Vorrücken auf deutsches Territorium entscheidend zu ändern. Nach der Befreiung von Dachau und Buchenwald wurde Lee Miller postwendend in die KZ beordert. Hier sind Bilder entstanden, die aus heutiger Sicht schwer begreiflich wirken, so der Karnickelstall in Dachau, surrealer als alles, was Man Ray und Lee Miller seinerzeit in Paris eingefallen war.

Ganz lakonisch heisst es dazu in der 2005 erschienenen Miller-Biographie von Carolyn Burke: „Buchenwald is beyond all comprehension', one of the first reporters there observed: 'You just can't understand it, even when you've seen it. Journalists and photographers toured the site in disbelief in the weeks after its liberation on April 11, when the inmates rose in revolt hours before Patton arrived to take charge“ (S. 255)

Nachdem die amerikanische 1. Armee am 18. April auch Leipzig erobert hatte, zeigte sich auch bei Lee Miller, dass sie ganz brutal fotografieren konnte. Sie erhielt den Auftrag, den Selbstmord des dortigen Bürgermeisters Alfred Freyburg und seiner Familie festzuhalten. Dabei spitzte Miller die ohnehin schwer erträgliche Situation weiter zu, indem sie über dem Kopf des Toten ein Hitlerbild plazierte.

Verglichen mit diesem Abgrund, vor dem auch der Photoapparat versagt, beherrscht die in Torgau entstandenen Bilder ein eher lyrischer Stil. Die Kanonen schwiegen – Gottlob! – also wandte sich Miller den Russen zu, die sympathisch erscheinen und ohne Bedrohung. Nicht durch Zufall sind es nun, da die Entscheidung gefallen ist, russische Soldatinnen, um den Krieg von der anderen, lächelnden Seite zu zeigen. Auch dies eine faustdicke Lüge, aber zugleich ein weiterer Hinweis darauf, dass es in Torgau nicht länger um Kampf, sondern schon um Versöhnung ging. Aus gutem Grund prägt sich Krieg aber tiefer ein als Frieden; über die Haltbarkeit des Photos entscheidet daher nicht das Photo, sondern wie immer in der Kulturgeschichte nur der Betrachter.



In Hitlers Badewanne. © Lee Miller.

Literatur

- C. Burke, *Lee Miller. On both Sides of the Camera*, London, 2005.
- R. Calvocoressi, *Lee Miller. Portraits from a Life*, London, 2002.
- E. Chaldej, *Der bedeutende Augenblick*, Leipzig, 2008.
- Ders., *Kriegstagebuch*, Berlin, 2011.
- Ders., *Von Moskau nach Berlin*, Berlin, 1997.
- E. Francois (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München, 2001. (Hierin wohl Tannenberg, Stalingrad und Dresden, nicht aber Torgau).
- L. Miller, *The Siege of St Malo*, in: L. Heron (Hrsg.), *Illuminations. Women Writing on Photography from the 1850s to the Present*, London, 1996, S. 178-185.
- U. Niedersen (Hrsg.), *Elbe Begegnung/Link-Up. Photo-Report 25.-27. April 1945*, Torgau, 2007.
- A. Penrose (Hrsg.), *Lee Miller's War*, London, 2008.

*Männer im Wald**

Neu ist Andrzej Stasiuks „Der weiße Rabe“ nicht. Geschrieben 1993, erschien es 1995 erstmals in Polen und wurde noch im selben Jahr (mäßig) verfilmt. 1998 erschien das Buch erstmals in deutscher Übersetzung. Es war der Beginn einer Erfolgsgeschichte: Der deutsche Buchmarkt ist für Andrzej Stasiuk der wichtigste nach dem seiner Heimat geworden. Vierzehn Bücher sind von ihm mittlerweile ins Deutsche übersetzt worden. Stasiuk schreibt für deutsche Zeitungen; die deutsch-polnischen Beziehungen sind eines seiner großen Themen. Zeit also für eine Neuauflage, Zeit für einen zweiten Blick.

Mag der „wilde Osten“ zwanzig Jahre nach der Wende so Starbucks-gezähmt sein wie alle Regionen Europas – der Gebirgsbogen der Beskiden ist wohl immer noch für eine Frontier-Erfahrung gut. Den polnischen Karpatenteil bevölkert Stasiuk mit testosterongetriebenen Großstadtversagern; es wird maßlos getrunken, Frauen kommen in dieser Gegend Europas lediglich als abfüllbare, zumeist nervige Fummelobjekte vor. Der Grund, weshalb sich der Erzähler des „weißen Raben“ und seine Kumpanen Gašior, Kostek, der „Kleine“ und Wasyl, alle Anfang Dreißig, im Winter in die Berge begeben, ist ein entsprechender: „Wir sind hierhergekommen, um endlich nicht mehr herumzualbern, um die alberne Scheiße abzukratzen, die Scheiße des Nachhausegehens, wenn das Bier alle ist oder der Wodka.“ Was zunächst niemand weiß: Wasyl hat zu dem Ausflug geladen, um sich mit einem Paukenschlag aus dem Leben zu verabschieden. Und Kostek will nachhelfen, falls Wasyl es sich anders überlegen sollte.

Stasiuk, der selber seit den 1980er Jahren in den Beskiden lebt, mag seine Figuren, doch sie sind für ihn nur Spielbälle. Die Hauptperson ist das Gebirge, es schreibt die Geschichte und gibt den fünf Städtern den Weg vor, den sie verlassen wollen, aber nicht können. Die Berge sind so lebensfeindlich, der Frost so allgegenwärtig, dass man sich kaum vorstellen kann, dass hierhin jemals der Sommer

* Eine Besprechung von Klaus Richter, Berlin.

kommt. Stasiuks Beschreibung einer Natur, die „dröhnt wie eine Fabrik“, die „tost und hämmert“ macht den Reiz des Romans aus, die Logik, dass hier nur harte Männer überleben, während verzärtelte, verheiratete Memmen wie Gašior jammernd zugrunde gehen, nervt hingegen beizeiten.

Ähnlich bedrohlich wie die Natur ist eine Szene, die im „weißen Raben“ nur einen Nebenschauplatz ausmacht, aber die packendsten Seiten des Romans füllt. Ein alter, seniler Bauer, der den Freunden Unterschlupf gewährt, erzählt von der Ermordung der Juden in einem Tal, von den bewunderten Deutschen, „große Herren [...], wie sie die Welt noch nicht gesehen hat“, und von dem Teufel, der auf den Massengräbern sein Unwesen treibt: „er gräbt sie aus und zaust sie, denn die Juden sterben nach dem Tod nicht, sondern werden in alle Ewigkeiten vom Teufel geplagt.“ Die Intensität dieser grauenhaften Erinnerungen gründet sich darauf, dass auch hier die Beskiden eine übergeordnete Rolle spielten: Sie geben dem Bauern das Interpretationsmuster vor, in diesem Fall für den Holocaust.

Stasiuk, dessen Buch „Dojczland. Ein Reisebericht“ (2008) vom „Stern“ als „fremdenfeindlich“ eingestuft wurde¹, zeigt hier, dass nicht nur die deutsch-polnischen Beziehungen sein großes Thema sind, sondern auch die polnisch-jüdischen. Der alte Bauer und seine Erinnerungen gehören für ihn genauso zu dem Bedrohlichen, Unentdeckten, wie die frostigen Täler der Beskiden. Die Angst, die Entdeckungsreisen verhindert, macht zugleich jegliches Fortkommen unmöglich – das weiß Stasiuk, das wissen seine maskulinen Helden. Stasiuk schrieb in der „Welt“ jüngst bezüglich des neuen Buches „Goldene Ernte“ von Jan Tomasz Gross²: „Wir halten es mit der eigenen Erinnerung nicht aus. Sie scheint uns untragbar zu sein [...]. Als würden die Toten noch immer aus den Gräbern aufstehen und uns in unserem Leben aufsuchen. Ändern wird sich das sicher erst dann, wenn wir sie wahrhaftig beweinen und so bestatten, wie wir das mit unseren eigenen Verstorbenen tun.“³

Die Helden des „weißen Raben“ haben das begriffen, auch wenn ihre Vergangenheitsbewältigung so chauvinistisch ausfällt, wie die gesamte Handlung dieses ansonsten grandiosen Romans: Der bullige „Kleine“ schlägt dem alten Bauern

ins Gesicht – „wie ein Mann eine Frau, wenn sie für alle tröstenden oder beruhigenden Worte taub bleibt.“

Andrzej Stasiuk, Der weiße Rabe, aus dem Polnischen von Olaf Kühl, 356 S, erschienen bei Suhrkamp, Berlin, 2011, 10,95€.

1 <http://www.stern.de/kultur/buecher/andrzej-stasiuk-deutschland-nur-im-suff-639219.html>.

2 Gross, Jan T., *Złote żniwa. Rzecz o tym, co się działo na obrzeżach zagłady Żydów*, Krakau, 2011.

3 <http://www.welt.de/kultur/article12502568/Wir-Polen-haben-die-Juden-nie-beweinen-koennen.html>.

*Polnische Furore**

Włodzimierz Borodziej beginnt mit einem Paukenschlag. Der erste Satz aus seinem Buch: „Die polnische Geschichte im 20. Jahrhundert ist nicht exotischer als die Geschichte anderer Länder“, hinterfragt gewissermaßen ein zentrales Moment des polnischen Geschichtskanons. Man mag dortzulande zuweilen sehr kontrovers über einzelne historische Kapitel streiten, doch zum Grundverständnis der Polen gehört die Annahme, dass polnische Geschichte auf einzigartige Weise dramatisch, kompliziert, ja unvergleichbar ist. Der international vernetzte Warschauer Historiker stellt die Auseinandersetzung mit dieser Überzeugung nicht zufällig seiner Gesamtdarstellung in der Beckschen Reihe „Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert“ voran. Eine neue Meistererzählung hat Borodziej selbst nicht vorgelegt, wohl aber Ansätze einer europäisch gewendeten Zeitgeschichtsschreibung des mitteleuropäischen Landes.

Auf gut 400 Seiten Fließtext werden etwa 100 Jahre polnische Geschichte zumeist in chronologischer Ordnung abgearbeitet. Dramaturgisch spannt Borodziej dabei den Bogen von der Eingangsfrage „Wo liegt Polen?“, bis zur endgültigen Antwort (?) in Gestalt eines gefestigten Staatswesens, das in der Normalität („postmoderne Wirklichkeit“) angekommen ist. Indem der Autor den – *Nomen est Omen* – Ort Polens in der europäischen Geschichte in den Mittelpunkt stellt, schreibt er in gewisser Weise die traditionelle historiographische Fixierung auf den Nationalstaat als Flucht- und Endpunkt der polnischen Geschichte fort. Sicherlich ist die geografische Bestimmung dessen, was (und wo!) Polen im 20. Jahrhundert war, eine spannende Frage. Es wäre jedoch zu fragen, ob dieser Fokus die polnische Geschichte tatsächlich für interessierte Leser ohne Vorkenntnisse in verständlicher Weise „übersetzt“. Der „Nationalstaatskomplex“ könnte im mittel-osteuropäischen Kontext eine dankbare Vergleichsebene sein – man nenne nur Deutschland und Italien im 19. Jahrhundert, Österreich und die Tschechoslowakei im 20. oder Weißrussland und die Ukraine heute; gerade diese Themen greift Borodziej aber

* Eine Besprechung von Mateusz J. Hartwich, Berlin.

nicht auf, und beschränkt seinen Blick über den nationalen Tellerrand hinaus auf punktuelle sozialhistorische Exkurse.

Die Schwerpunktsetzung auf Alltags-, Kultur- und Sozialgeschichte erweist sich jedoch als lohnenswert. Das Kapitel „Polen um 1965“ stellt etwa den beeindruckendsten Versuch dar, polnische Geschichte jenseits von nationalem Freiheitspathos und normativen Zuschreibungen zu erzählen, der wohl je unternommen wurde. Mutig und zugleich emphatisch sind auch die Abschnitte zum Besatzungsalltag 1939-1945. Der Großteil des Buches bleibt auf die Politik zentriert, was in einem populären Kompendium nicht verwundern kann. In der Einleitung verweist Borodziej auf die drei polnischen Staatsgründungen 1918, 1945 und 1989 als „frappierende“ Herausforderungen für die Geschichtsschreibung des Landes im 20. Jahrhundert. In Wirklichkeit leistet das Buch aber viel mehr: Eine stellenweise innovative Beschreibung der unterschiedlichen polnischen Aufbrüche in die Moderne, mit oder ohne eigenen Staat. Das macht die Geschichte Polens insgesamt vielleicht nicht verständlicher, dafür aber um ein gehöriges Stück vergleichbarer mit anderen europäischen Ländern.

Włodzimierz Borodziej, Geschichte Polens im 20. Jahrhundert, 489 S. (mit 9 Karten), erschienen bei C.H. Beck, München, 2010, 26,95€.

*Kulturhauptstadt 2011: Tallinn**

Was unterscheidet die Geschichte eines Landes von der seiner Hauptstadt? Zumindest für den estnischen Fall scheint dies nicht viel zu sein, wenn man der Argumentation des derzeit an der Tallinner Universität lehrenden Historikers Karsten Brüggemann und des Berliner Skandinavisten Ralph Tuchtenhagen folgt. Auf über 300 Textseiten reihen die beiden historische Fakten aus der estnischen Geschichte aneinander. Beginnend mit den ersten Besiedlungen 10.000 v. Chr. über die Geschichte der Hanse im Ostseeraum, die deutschen, schwedischen und russischen Einflüsse bis hin zum Beitritt Estlands zur Europäischen Union spannt sich der Bogen, der dargestellt wird.

Leider fehlt es all zu oft an Verknüpfungen zwischen den einzelnen Fakten. Dies wird an vielen Stellen deutlich. Auch die Hinweise auf eingearbeitete Kästen, mit weiteren Informationen, die häufig anekdotisch wiedergegeben werden, sind nur bedingt geeignet dies zu ändern. Der Leser wird zurückgelassen mit einer Menge an Informationen, ohne dass diese in einen breiteren Kontext gestellt werden. Gerade dies könnte die Stärke eines Buches sein, dass den Anspruch erhebt, 700 Jahre Geschichte einer Stadt darzustellen.

Tallinn oder Reval, wie die Stadt bis 1918 offiziell hieß, hat sich von einer kleinen Burg zu einer der Hauptstädte Europas entwickelt. Über Jahrhunderte wurde sie von den verschiedenen Mächten im Ostseeraum beeinflusst und geprägt. So haben unter anderem Dänen, Deutsche, Schweden und Russen ihre Spuren in der Stadt hinterlassen. Über die Jahrhunderte hinweg war die Stadt nicht zuletzt aufgrund ihrer Lage ein wichtiger Handelspunkt.

Ergänzt wird die textliche Darstellung um zwei Bilderstreifen, je eine fürs Mittelalter und die Neuzeit. Bei ersterer stellt sich aber die Frage, warum die Bilder teilweise nur ein Drittel der Seite einnehmen und der Rest weiß bleibt. Hilfreich

* Eine Besprechung von Jonas Wiedner, Köln.

hingegen ist die siebenseitige Chronologie der Stadt Reval/Tallinn im Anhang. Hier werden die wichtigsten Ereignisse in tabellarischer Form dargestellt, wobei auch hier das allgemeine Problem dieser Veröffentlichung erkennbar bleibt, nämlich dass nur in unzureichender Form auf Unterschiede zwischen estnischer Geschichte im allgemeinen und Talliner Stadtgeschichte im speziellen aufmerksam gemacht wird.

Nur sehr kurz werden leider die Entwicklungen nach 1991 dargestellt. Man findet kaum Erklärungen für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt in den letzten Jahren. Folgt man diesem neunseitigen Kapitel, so ist dieser Zeitraum eine Aneinanderreihung von Krisen und Minderheitenkonflikten, obwohl die präsentierten Zahlen diese Behauptungen nicht unbedingt stützen. Der EU-Beitritt Estlands 2004 wird nur nebenbei, der NATO-Beitritt des Landes im gleichen Jahr wird an dieser Stelle gar nicht erwähnt. Es fällt auch auf, dass die positive wirtschaftliche Entwicklung (Estland ist das EU-Mitglied mit der niedrigsten Verschuldung), die primär in Tallinn stattfindet, nicht deutlich wird. Tallinner Erfindungen wie VoIP-Software, die über die Grenzen des Landes und der EU hinweg die Welt beeinflussten, finden ebenfalls keine Würdigung.

Wie die beiden Autoren im Vorwort erklären, ist das Buch ein Gemeinschaftsprodukt. Ralph Tuchtenhagen hat die Kapitel zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit verfasst, während Karsten Brüggemann fürs 19. und 20. Jahrhundert verantwortlich zeichnete. Überraschenderweise geben die Autoren offen zu, auf eine einheitliche Textgestaltung verzichtet zu haben. Für den Rezensenten und damit auch den Leser stellt sich unvermittelt die Frage nach dem Sinn eines gemeinsamen Buches, wenn die Gestaltung nicht einheitlichen Regeln folgt.

Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen haben mit dem im Kölner Böhlau-Verlag erschienenen *Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt* ein durchaus hilfreiches Nachschlagewerk geschaffen, das aber an einigen Stellen nicht die Potenziale nutzt, die dieses Projekt geboten hätte. Eine einheitliche Textgestaltung, eine bessere Darstellung der Abbildungen, eine bessere Verknüpfung der dargestellten historischen Gegebenheiten und an manchen Stellen ausführlichere Kapitel hätten dem Buch gut getan. Die größte Schwäche des Buches bleibt aber die

undeutliche Differenzierung zwischen der Geschichte Estlands und der der Stadt Tallinn. Zugegebenermaßen dürfte dies häufig nur recht schwierig zu bewerkstelligen sein, da Entwicklungen in Land und Stadt naturgemäß – nicht nur in Estland, hier aber sicherlich noch in extremer Weise, da in Tallinn etwa 30% der estnischen Gesamtbevölkerung wohnen – eng miteinander verbunden sind.

Karsten Brüggemann & Ralph Tuchtenhagen, Tallinn. Eine kleine Geschichte der Stadt, erschienen bei Böhlau, 361 S. (mit 40 Abb. und 16 Taf.), Köln, 2011, 24,90€.

„Es war einmal, noch vor Ikea...“

Dieses, aus dem letzten Eintrag entnommene Zitat, spiegelt sehr prägnant die in diesem wunderschönen Buch dargestellten Kindheitserlebnisse Sascha Konevas wider. Der Leser wird besonders leicht nicht allein durch den Inhalt, sondern erst recht durch den Einband in die sowjetische Kindheit der Autorin nach Leningrad versetzt. Veranschaulicht werden die Kindheitserinnerungen zusätzlich durch die darin enthaltenen Zeichnungen Konevas. Ein weiterer Gewinn für dieses Buch ist es, dass es zweisprachig herausgegeben wurde. Der eine Teil ist auf russisch, von der Autorin selbst und der andere auf deutsch, von Christina Seiler – gut – übersetzt.

Sascha Koneva nennt ihr Buch „Tagebuch einer Konformistin“ und begründet diesen Titel unter anderem so: „Ich war eine Konformistin! Meine Existenz in jener, historisch gesehen langweiligen und ereignisarmen Breschnjew-Ära, der Zeit der sogenannten Stagnation, entsprach in allem vollkommen den sowjetischen Normen, Standards und Klischees.“ (S. 5) Diese prägenden alltäglichen und besonderen Szenen ihrer Kindheit werden in 16 Bildern und Geschichten beschrieben. Der Einstieg und damit die erste Erinnerung ist den *Tapeten* gewidmet. Die „geliebten Tapeten“ dienten ihr damals als künstlerische Ausdrucksfläche für „Flugzeuge, Indianer, Häuschen und Tscheburaschkas, Prinzessinnen“, aber auch für die so typischen sowjetischen Losungen wie „immer lebe der Himmel“. (S. 6) Dank einiger wiedergefundenen Exemplare dieser „Wandmalereien“ war es ihr möglich, „die Spuren [ihrer] Kindheit“ erneut zu durchleben.

Koneva beginnt ihre Reise durch die Vergangenheit mit ihrem damaligen Verständnis der „großen Schlagwörter“, die uns bis heute noch beim Stichwort UdSSR einfallen. In der Erinnerung zum *Kommunismus*, jenem zwar beherrschenden, aber dennoch kaum fassbaren Begriff, wird deutlich, dass die tradierten Losungen bei Kindern völlig andere Assoziationen erweckten. Der „Berg aller nur denkbaren menschlichen Wohltaten“ sollte für Kinder „ein riesiger Berg

* Eine Besprechung von Nadja Matusche, Köln.

Bonbons, Schokolade und Kaugummi“ sein (S. 11). Dass sich der gewünschte „Berg des Glücks in eine faulige Mawrodi-Pyramide verwandeln sollte“, war für Koneva damals unvorstellbar. Ähnlich verhält es sich mit der Oktoberrevolution. Das festgefahrene und bis zum Exzess zelebrierte Geschichtsbild barg allerdings auch die Gefahr, heimlich mit dem erklärten Gegner und dessen „versunkener Welt“ zu sympathisieren, und wenn nur aus Neugier.

Ein weiteres omnipräsentes Thema war der Krieg, den sie „[...] damals auf zwei verschiedenen Ebenen [wahrnahm]: auf der allgemein üblichen pathetischen und der emotional fantastischen“ (S. 21). Diese Allgegenwärtigkeit des „Großen Vaterländischen Krieges“ sowie die Bedrohungen in der Zeit des „Kalten Krieges“ war vor allem für Kinder äußerst beängstigend, was besonders in den Erinnerungen, die mit *Fliegeralarm*, *nächtlicher Alptraum* und *Atompilz* betitelt sind, deutlich zu Tage tritt. Weiterhin zeigen diese Geschichten sehr eindringlich, inwieweit Kinder indoktriniert wurden und welche irrsinnigen Vorsichtsmaßnahmen z. B. in Bezug auf eine atomare Bedrohung getroffen wurden.

Die alltäglichen Geschichten befassen sich hauptsächlich mit dem Thema *Schule*. Koneva erinnert sich an ihre Einschulung – für Kinder eine der wichtigsten Zäsuren in ihrem frühen Leben – und den damit verbundenen typisch sowjetischen Zeremonien. Aber es klingen auch kritischere Töne an. Dabei wird in erster Linie die Unterdrückung individueller Bedürfnisse durch Disziplinarstrafen und Gemeinschaftssinn angemahnt. Lebensnah schildert sie diese Erfahrungen, indem sie sich die „argumentfreien Erklärungen“ wie „man darf nicht“ und „man muss“ ins Gedächtnis ruft, die „jeglichen Versuch, den eigenen Willen zu äußern, platt [machten]“. (S. 31) Im Nachhinein betrachtet, waren dies aber nicht nur sinnlose Verbote, sondern dienten dem Schutz der Familien vor ungebetenen Zuhörern.

Neben der Schule wurden sowjetische Kinder vor allem in den Kinder- und Jugendorganisationen der KPdSU – die Pioniere und Komsomolzen – mit deren Gruß: *Sei bereit!* sozialisiert. Koneva war u. a. 1984 Fahnenführerin zum Festakt des „60-jährigen Bestehens der Pionierorganisation“ (S. 27). Eine weitere Szene widmet die Autorin dem „1. Mai, internationaler Tag der Solidarität der Werktätigen, einer

meiner Lieblingsfeiertage“. (S. 37) Sie genoss die „gehobene Stimmung“, das Zusammensein mit Bekannten, die monströse Zurschaustellung der neusten Errungenschaften der sowjetischen Wirtschaft, die Lautstärke und mit Papa 'Hurra!' zu brüllen [...]! Sonst durfte man nirgends brüllen, weder in öffentlichen Verkehrsmitteln noch auf der Straße.“ (S. 39)

Die sowjetische Kindheit bestand allerdings nicht nur aus einer organisierten Freizeit. Die sowjetische Filmindustrie produzierte gerade im Bereich des Kinderfilms bis heute unvergessene Märchen und Trickfilme. *Hase und Wolf*, eine der bekanntesten sowjetischen Trickfilmserien, konnte sehr wohl mit ihren Konkurrenten aus den USA mithalten. Das Märchen vom Zaren Saltan findet seinen Platz in der Erinnerung zu *Puschkin*. Eben weil die Autorin ihr eigenes Bild von diesem hatte – das dank alberner Souvenirs manifest wurde – mahnt sie die „Verstaatlichung der Kultur“ und die Umdeutung des Dichters an. Irrsinnigerweise versuchte die Führung der KPdSU „in seinem Stammbaum Helden der sozialistischen Arbeit [...] zu finden.“ (S. 53)

Festtage wie *Neujahr* – dem „einzigsten Fest ohne irgendeinen staatlichen Anstrich, ein Fest ohne rote Fahnen und Demonstrationen“ (S. 49) – mit ihren mehr oder weniger traditionellen Ritualen bleiben jedem Kind im besten Fall gern in guter Erinnerung. Koneva geht es dabei nicht anders. Die Vorbereitungen zum Fest, das Schmücken des Tannenbaums, das Warten auf „Väterchen Frost“, das Festtagsmenü sowie das Fernsehprogramm machten den Tag „urgemütlich und lustig“. Festlich war auch die Stimmung anlässlich der *Olympiade 80*. Koneva, damals acht Jahre alt, empfand die Olympischen Spiele als einen „der wenigen aufregenden Momente“, an dem sie als „Augenzeugin“ (S. 56) teilnehmen konnte, wenn auch nicht in Moskau, sondern doch im eigenen Kinderzimmer, wo sie mit ihrer Schwester eigene Wettkämpfe veranstaltete. Es war laut der Autorin einer der wenigen Momente, in denen die UdSSR „die Welt“ zu sich herein ließ und mit der Abschiedszeremonie dieser 22. Olympiade den „Vorhang wieder heruntergelassen“ hatte. (S. 57)

Das Buch endet mit der „postsowjetischen Apokalypse“. (S. 59) Die Veränderungen waren so einschneidend und werden von der Autorin als „Hurrikan, der alles platt wälzt und in Fetzen reißt, alles zu einer gleichförmigen, wabernden Masse vermengt, aus der vielleicht später einmal neues Leben entspringt“ (S. 59) charakterisiert. Auf der Suche nach „unbegrenzten“ Möglichkeiten verließen zahlreiche Menschen die Sowjetunion. Auch Koneva zog es fort und sie lebt seitdem in Deutschland.

Koneva beginnt das Buch mit der klaren Aussage: „Ich hatte die glückliche Kindheit eines ganz gewöhnlichen sowjetischen Kindes.“ (S. 7) Sie ist sich nicht zu schade, ihre Sozialisation in der UdSSR und die verinnerlichten Losungen in ihrer ganzen Absurdität wiederzugeben, wobei die kindlichen Gedanken mit Witz und Charme erzählt werden. Dank zauberhafter Assoziationsketten wird allerdings auch der Zwiespalt zwischen Erinnerung und Realität bzw. zwischen realem Leben und Politik verdeutlicht. Trotz Zügen nachvollziehbarer Wehmut in dieser sehr persönlichen und dennoch wahrscheinlich von vielen ähnlich erlebten Kindheit, bleibt dem Leser die mittlerweile chic gewordene „Sowjetnostalgie“ erspart.

Das Buch ist noch aus einem weiteren Grund lesenswert. Wenn man sich die derzeitige Politik der russischen Führung näher anschaut, insbesondere im Hinblick auf die kommenden Wahlen 2012 und dem sehr wahrscheinlichen Sieger Vladimir Putin. Seit einigen Monaten verherrlicht dieser öffentlich – vielleicht „auf der Suche nach neuer Legitimität“¹ – die Ära Breschnews. Mit Hilfe seines Pressesprechers Peskow werden die, einst seitens Oppositioneller gegen Putin gemünzten Vergleiche mit Breschnew nun mehrfach in ein populistisches Geschichtsbild transformiert, indem hervorgehoben wird, dass unter diesem Generalsekretär das „Fundament der Wirtschaft, der Landwirtschaft und so weiter gelegt“² worden sei. Eher unvorteilhafte Erscheinungen wie die Verfolgung Oppositioneller bleiben konsequenterweise hinter der Betonung der Stabilität unerwähnt. Das eine solche vermeintliche Stabilität nicht von Dauer ist, zeigt die Geschichte der Sowjetunion eindringlich. Es bleibt zu hoffen, dass selbst dem unkritischen Leser dieses schönen Buches die Gefahren der damaligen und heutigen russischen Politik bewusst werden.

Sascha Koneva, Tagebuch einer Konformistin. Meine sowjetische Kindheit/Дневник конформиста. Моё советское детство, für die deutschsprachige Hälfte aus dem Russischen von Christina Seiler, 112 S., erschienen im Kerber Verlag, Bielefeld, 2010, 28,90€.

1 Veser, Reinhard, *Jetzt wieder Breschnew*, in: FAZ vom 07.10.2011, S. 10.
2 Ebd.

*Wird das Böse flügellahm?**

Geschichte ist oftmals Verlustgeschichte. Erst mit dem Mangel erwacht das Interesse. Die gegenwärtige Bücherflut zum Thema des Bösen verführt daher zum vorschnellen Schluss, eine EU-Verordnung habe diesen Vorgang geschlossen. Seither steht das Böse gewissermaßen unter bürokratischer Aufsicht. Diese Maßnahme ist zu begrüßen, denn offenbar – dieser Eindruck drängt sich bei der Lektüre auf – ist auch das Böse nicht mehr ganz bei sich. Die goldene Tiefflugmedaille heimst ohne Zweifel der englische Kulturhistoriker Terry Eagleton ein. Er definiert denjenigen als böse, der sich vom Reichtum der Welt ausgeschlossen fühlt. Das träfe auf jeden Ladendieb zu. Die Verniedlichung geht aber noch weiter. Dämonisch Böses sei vor allem, so Eagleton, unglaublich langweilig, und metaphysisch Böses setzt der Verfasser mit „kosmischem Schmollen“ gleich.

Unschlagbar ist auch: „Insofern ist das Böse eine Art geistiger Verwahrlosung“ (S. 155). Oder: „Die Bösen sind also diejenigen, denen es an der Kunst zu leben fehlt“ (S. 158). Rotweintrinker wie Stalin (Vorliebe für Alazanskaja dolina) wären dann also okay? Auch seichte Bücher führen jedoch zu tiefen Fragen. Vielleicht ist dieser Zeit durch Überbehütung und Supertherapie der Sinn für das Böse einfach abhanden gekommen? Allein die Ästhetik erinnert daran? Die aber ist Domäne von Germanisten wie Alt oder Bohrer, nur setzt sich die Verharmlosung in den literarischen Texten ja fort. Philologen können sich das leisten, Historiker nicht. Warum wird ein Buch wie das von Eagleton eigentlich übersetzt, wenn sich das Reflexionsniveau auf dem geschichtsloser Mümmler bewegt? Jedenfalls beteiligt sich Eagleton mit diesem Werk ganz energisch am Wettbewerb um die rohseidene Nachtmütze. Hier trifft er aber auch unter deutschen Historikern auf starke Konkurrenz...

* Eine Besprechung von Christoph Schmidt, Köln.

Etwas gründlicher geht die amerikanische Philosophin Susan Neiman zu Werke. Sie setzt ein mit dem Erdbeben von Lissabon 1755 und endet mit Auschwitz. Kann man eine Naturkatastrophe mit dem Holocaust vergleichen? Eher nicht. Ohnedies bietet die Verfasserin keine stringente Problemgeschichte, sondern beseufzt entweder das Motiv vom Gottesverlust oder den Zusammenbruch der Fortschrittserwartung – was schon fast dasselbe ist. Noch Leibniz teilte die Zuversicht, eines Tages werde die Wissenschaft die bislang verborgenen Beziehungen zwischen Tugend und Glück noch herausfinden; jeder Fortschritt der Wissenschaft galt als weiterer Beweis für die Ordnung der Welt. Spätestens bei den Kapiteln zum 19. Jahrhundert aber beschleicht den Leser das Gefühl, Neiman sei ihrem Thema nicht ganz gewachsen. Dafür bietet der Übergang von Kant zu Hegel ein klares Beispiel. Noch für Kant war die Welt in sich mangelhaft. Einerseits sagt Neiman, Hegel sah Geschichte als Schlachtbank an (S. 155), andererseits ist sie jedoch unfähig, die Ablösung von Vorsehung durch Fortschritt (als Ideal) auch nur in groben Schritten begreiflich zu machen.

Langsam, doch ungleichmäßig, so Hegel, bewege sich die Menschheit der Freiheit entgegen; Rückfälle in Barbarei seien jederzeit möglich. Es gelingt der Verfasserin allerdings nicht, diese These mit Auschwitz in Beziehung zu setzen und fortzuentwickeln. Ihre Bemerkungen zur Auschwitzliteratur sind eher unbedarft und ähneln immer mehr einer Brockensammlung, gerade wenn sie zum Schluss auf Sartre oder Camus eingeht. Wenn schon nicht gedacht, so doch schön verflacht – mehr ließe sich dazu nicht sagen.

Mit Gewinn zu lesen wäre einzig Safranski. Auch er ist denkbar unsystematisch und behandelt Max Weber in einem Atemzug mit dem Kirchenvater Augustin, der Finsternis kurzerhand als Abwesenheit von Licht auffasste. Eine eigene Ursache habe das Dunkle nicht. Im 19. Jahrhundert dann erlebt allerdings auch Safranski, wie sich sein Thema zur Sintflut verwandelt, die zuerst den Verfasser verschlingt. Zunächst stellt Safranski fest, wie der deutsche Idealismus von einem robusten Materialismus verdrängt wurde. In diesem Zusammenhang heisst es: „Damals begann das Projekt einer Moderne mit einer Gesinnung, der alles Überspannte und Phantastische zuwider war. Aber selbst die überspannteste Phantasie hätte sich nicht ausdenken

können, welche Ungeheuerlichkeiten und wieviel Böses der Geist der positivistischen Entscheidungen noch hervorbringen würde“ (S. 71). Auch das ist auf Auschwitz gezielt; jetzt wurde das Böse zur „Signatur des Weltzeitalters“ (S. 77).

Anders als Neiman scheut sich Safranski nicht, den Namen Hitlers zu nennen; anders als Neiman kennt Safranski auch den polnischen Soziologen Zygmunt Bauman, der versuchte, den Massenmord an den Juden Europas durch die Moderne zu erklären, also durch Eigenschaften wie effiziente Verwaltung, entwickelte Technik, industrielle Kapazität, Arbeitsteilung, die Trennung von Moral und Arbeit usw. (S. 271). Dennoch verbleibt das Gefühl, im Grunde sei auch Safranski gescheitert, vermutlich wohl deshalb, weil die Kategorie „Böse“ ein moralisches Urteil fällt – und damit tut sich Feuilleton leicht und Wissenschaft schwer. Vorsichtshalber sollte man von flügelahmen Autoren also nicht auf das Thema schließen.

Wenn Historiker hinter ihrem Stoff so regelmäßig zurückbleiben, eröffnet sich wohl die Frage, ob die gegenwärtigen Akzeptanzprobleme der Geschichtswissenschaft nicht auch durch methodische Leerstellen begründet sind. Diese Leere fällt auf, weil Buchläden den Präsenzbestand zum Holocaust derzeit merklich abbauen; irgendwann stehen dann Kochbücher da.

Literatur

- P.-A. Alt, *Ästhetik des Bösen*, München, 2010.
- T. Eagleton, *Das Böse*, Berlin, 2011.
- S. Neiman, *Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie*, Frankfurt am Main, 2004.
- R. Safranski, *Das Böse oder das Drama der Freiheit*, Frankfurt am Main, 2004.